

Heinrich Zillich

WENN ICH ZURÜCKDENKE ...

Der rumänische Nikolaus

In deutschen Ländern gibt es zu Weihnachten keinen Fleck, wo nicht eine Tanne geschmückt wird. Da gibt es keinen Menschen, der nicht schon vor dem Baume stand. Bei uns aber in dem völkergemischten Land Siebenbürgen erklangen wohl auch die Glocken der deutschen Dörfer - wer aber von den anderen Bewohnern hörte sie wie wir im Lichterglanz?

Im Frühling ziehen bei uns die Schafherden ins Gebirge. Auf allen Weiden himmelt eintönig die Schelle des Leithammels. Die Hunde schlagen an. Die rumänischen Hirten stehen ruhig, mit gekreuzten Armen auf den langen Stock gestützt, und sehen stundenlang ins Tal. Sie stehen unbeweglich. Der Schatten wandert um ihre Gestalt. Sie stehen wie ein Baum, verwachsen mit dem Boden, und denken kaum etwas, wie der Baum nicht denkt und doch lebt. Sie blasen stundenlang die Flöte. Was ist Klang und Melodie anderes als ein Atmen der Natur? Taucht dann mitunter jenseits des Tales ein zweiter Hirt auf, um den es wimmelt von wolligen Leibern, so rufen sich die Burschen in langgezogenen Lauten etwas zu. Dinge wie Tabak und Brot werden umständlich erörtert. Der Bär und der Wolf kommen manchmal in den Nächten und verschleppen ein Schaf. In großen Zeitabschnitten tauchen auch Räuber in den Bergen auf; meist sind sie früher selbst mit den Schafen über die Almen gezogen.

In den Schafpelzen schlafen die Hirten. Am Abend rußt sie das Reifigfeuer an. In den Hürden melken sie die Muttertiere und bereiten den Käse. Im Spätherbst erst steigen sie zu

Tal und leben in den versteckten Gebirgsdörfern. Wer weiß denn recht, was sie während dieser Zeit treiben, in der die Schafe aus dem Schnee das Futter beißen? Einige ziehen über das Hochland und liegen mit den Herden in Winterhürden frei auf dem Feld in elenden Hütten, in entsetzlicher Kälte, und stehen tags stundenlang mitten im Schneefall mit gekreuzten Armen auf den Stock gestützt und blicken ins Weiße.

Ein Esel trägt manchen die Habseligkeiten. Ein solcher Esel hatte es meinem Vater angetan. Sagte ich schon, daß wir auf dem Teller der Ebene zwischen Bergen wohnten, in einem Weiler, der aus etlichen Häusern und Gärten um eine Fabrik bestand? Da ging nun mein Vater am Nachmittag des heiligen Abends durch das Feld und erblickte eine Hürde. Davor suchte ein junger Esel gleich den Schafen sein Futter aus dem Schnee. Mein Vater fand Gefallen an dem Tier und kaufte es, um es mir zu schenken, dem Hirten ab, dem er noch die Weisung erteilte, es am Abend zur bestimmten Stunde in den Weiler zu führen.

„Dort bleibst du vor dem zweiten Haus stehen -“, er zeigte in den weißen Nachmittag, „und wartest, bis ich dir den Esel abnehme. Das Geld gebe ich dir dort.“

„Ja, Herr“, meinte der Hirt und ging um sein Tier herum, als schätzte er es nochmals zum Handel ein.

Ich war damals etwa acht Jahre alt und hatte schon die ersten Astmunden des Zweifels erlitten, aber je näher die Stunden mich trugen an die eine große, darin das Glücklein am Baume erklingt, wuchs aus allen Zimmerwinkeln der leise huschende Schauer der Erwartung. Seltsam verändert sahen der Schrank aus und die Vorhänge der Fenster. Abgeschlossen war der Raum in seiner Wärme. Aber in den anderen Stuben gingen Laute um. Und wie ich so horchte, ob die Stille nicht doch noch mehr des wachsenden Geheimnisses kündete, wurde sie selbst wie ein goldenes Brausen, daß ich nicht mehr an mich halten konnte, auf

und ab lief, der Mutter in die Quere, und die kleinere Schwester mitriß auf meine Irrfahrten der Erregung.

Derweil stand draußen schon im matten Licht der Fenster stumm der Hirt und hielt den Esel am Strick. Den einen Arm hatte er auf den Stock gelegt, das Kinn ruhte auf dem Armel. Er stand leicht gekrümmt im Warten und starrte in die Wand des Hauses. Wenn der Wind aufsprang, wehten die Winterhaare des Esels hin und her. Auch an den Schläfen des Mannes bewegten sich die Büschel. Wie ein Weilchen so im unfruchtbaren Dezember verstrichen war, trat mein Vater über die drei Stufen, um den Esel abzunehmen. Er sah – wie oft erzählte er es später in guter Laune – er sah den schweigsamen Mann, die dichten mattbeleuchteten Haare des Esels, den formlosen Pelz, den Hirtenstab und hatte eine jähe Eingebung. Hastig lief er ins Haus zurück.

Hastig entzündete er die Christbaumkerzen und läutete das Glöckchen der heiligen Stunde. Die Tür öffnete sich, und wir traten ein, kleine wunderverwandelte Spiegel für soviel Glanz, und konnten die pochenden Herzen kaum auf dem Atem tragen.

Nun war es bei uns der Brauch, daß Vater die Geige spielte und wir alle, ehe wir noch die Geschenke ergriffen, das Weihnachtslied sangen. Auch diesmal begannen die Saiten zu tönen. Wir fielen mit dünnen Stimmen ein und spähten hinauf in den Baum und hinab zu den Gaben auf dem Boden. Doch plötzlich hörte die Geige zu klingen auf. Wir sangen noch einige Töne und blickten fragend umher. Vater war verschwunden. Aber nach einer kleinen Stille pochte es seltsam über den Flur, pochte durch ein Zimmer und ein zweites. Die Tür ging auf. Und da stand der Weihnachtsmann, der Nikolaus, wie er bei uns hieß. Sein weißer Pelz blitzte von tausend Schneesternchen. Hinter ihm, den Vater über die Schwelle schob, kam langsam ein Esel in die Stube herein.



„Der Nikolaus ist selbst gekommen!“ rief mein Vater.

„Und den Esel bringt er dir!“ rief er in unsere Erstarrung. Gewiß, das war ein großes Geschenk. In aller Angst fand ich noch ein Flünklein Zeit, dies selig zur Kenntnis zu nehmen. Gewaltiger war der Nikolaus, gewaltiger der Druck in unserer Kehle.

Der Nikolaus blickte den Baum an und sagte nichts. Er sah hinauf zur Tanne. Die Lichter in seinen Augen schienen vertausendfacht. Was er wohl nie verloren hatte, den langen Stab, er fiel krachend auf die Dielen. Langsam nahm die braune Hand die Mütze ab. Aber die rote Stirne fiel gelbes Haar. Er schüttelte den Kopf wie im Traum, sah noch einmal empor und schüttelte wieder das Haupt. Die braune Hand reckte sich, faßte einen Tannenzweig und fühlte ihn mit den Fingern an, tastete über

eine Kerzenklammer, ließ eine Silberkette lang in der Faust verweilen. Er stand verzaubert. Der Esel an seiner Seite äugte nach rechts, äugte nach links. Es sah aus, als bewegte auch ihn ein wunderbares Nichtbegreifen.

Niemand sprach ein Wort. Ich näherte mich ängstlich dem Tier, das nun den Kopf senkte und schnupperte. Ich faßte den Strick nicht, der auf den Boden gefallen war. Denn es geschah etwas, was uns alle bannte. Der Hirt schlug das Kreuz und begann zu beten. Fremd und unheimlich klangen seine Worte. Worte, die wir vielleicht schon gehört hatten, aber nie vor dem Weihnachtsbaum. Er betete rumänisch. Mein Mund öffnete sich. Die Hände, die sich vor dem Christbaum sonst so leicht falten, ich schloß sie nicht. Es verrückte mir beinahe den Verstand: der Nikolaus war ein Rumäne.

Vater nahm die Geige wieder auf und spielte: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Nein, wir sangen nicht. Wir hörten den Nikolaus beten. Er stand breit und scheu vor der Tanne. Seine Lippen bebten. Er betete nichts Zusammenhängendes mehr. Er sagte in zitternden Abständen das eine dunkelste Wort: „Gott“. Immer wieder vor dem leuchtenden Baum: „Gott!“

Vater versuchte ihm Zuckerwerk in die Hand zu drücken. Er öffnete sie nicht. Da faßte er ihn an der Schulter und führte ihn zur Türe. Dort drehte sich der Mann noch einmal um, sah lange in die Kerzen, hob den Arm und kratzte sich hinter den Ohren. Dann beugte er wie in jähem Schrecken das Haupt und küßte Vaters Rechte.

Nach Jahren hörte ich, daß er draußen im Flur mühsam erfaßte, wo er sich befand. Das Geld für den Esel mußte man ihm in die Hand zwingen. Er schüttelte wieder den Kopf und stolperte wie trunken über die Stufen in die Nacht hinaus. Ein Dienstmädchen lief ihm nach und gab ihm den Stock. Er hatte auch den vergessen.

Was war das für ein Nikolaus gewesen? Die Erwachsenen gaben unverständliche Antworten. Warum hatte er nicht zu uns gesprochen. Ja, wer konnte etwas Vernünftiges auf solche Fragen erwidern? Was konnte mein Vater sagen, als ich wissen wollte, ob der Nikolaus ein Rumäne sei? Ein Rumäne wie die Hirten, die über die Felder die Schafe trieben? Man erklärte mir: Nikolaus rede mit jedem in der Muttersprache, aber hier habe er anscheinend vergessen, daß wir Deutsche waren. Das dünkte mich erdichtet und lächerlich. Die ägende Wunde des Zweifels war offen.

Und sie schloß sich nicht, als am nächsten Tag ein Hirt im Glur stand, ein Hirt wie tausend andere auch, und fragte, ob der Baum bei uns noch immer brenne. Ich sah seine gläubigen Augen nicht, ich spürte nicht, wieviel Sehnsucht und Wunder in seinem Antlitz glänzte. Die Kerzen in meiner eigenen Brust suchten vor dem Erlöschen. Ich hielt mich fest an der Türklinke und fragte tapfer: „Barst du gestern bei uns?“

Er verstand mich nicht. Er stotterte unentwegt nach dem Baum. Da fiel mir ein, daß er rumänisch und ich deutsch gesprochen hatte. Immer größer wurde der Schmerz in meiner Brust.

„Wie heißt du?“ fragte ich rumänisch, und das Herz schlug mir in den Ohren.

„Nicolae!“ antwortete der Hirt und sah an mir vorbei, als wäre die Tür, vor der ich stand, aus Glas gewesen.

Nicolae – dies war ein Nikolaus. Aber ich forschte weiter.

Jedes Wort schoß mit einer Träne hervor: „Nicolae – und wie noch?“

„Nicolae Gomsa aus Törzburg!“

In der nächsten Sekunde war ich im Zimmer und weinte und glaubte nie wieder an den Weihnachtsmann.

Die in Betracht kommende Grete

Man mäfelt an der Post herum, weil sie die Brieffschaften nicht mehr zweimal am Tag austrägt wie früher oder gar viermal wie einst, als die Väter noch jung waren. Ich will diese Vorwürfe nicht leicht abtun, sehe ich aber den Postboten zu mir den Berg heraufsteigen mit seiner schweren Mappe, dann wird mir die Stirne feucht wie ihm. Zweimal am Tag seinen Rundgang zu machen, hügelaufl und hügelab, wünsche ich ihm nicht, denn er ist freundlich und manchmal sieht er müde aus. Außerdem bin ich zufrieden, daß ich nach seinem Besuch volle vierundzwanzig Stunden keine Störung durch Briefe, Postkarten und Drucksachen zu befürchten habe.

Man mag einwenden, ich sei eben ein unwichtiger Landbewohner, vom Wirtschaftswunder in keiner Weise berührt; den erfolgreichen Leuten, deren Zeit Geld ferkelt, stehe es allein zu, über Sachen des Verkehrs zu urteilen, den Großstädtern und Bürokratischen in jenen Stuben, wo man ununterbrochen hört, daß oben, unten, rechts und links auch jemand wohnt. Wer so zu hause verdammt ist, dem gestehe ich gern Vorrechte zu, obgleich ich in großen Städten ehemals auch gelebt habe. Was indessen die Post betrifft, so halte ich mich selbst für befangen. Mir hat sie, als ich Student war, geholfen, ein Mädchen zu suchen, und sicher hätte sie es gefunden, wenn eine Rabenmutter nicht dazwischen getreten wäre. Seither ist das Posthorn für mich vom Schimmer der Romantik vergoldet.

Ich studierte in Berlin in jenen düsteren Jahren nach dem ersten Weltkrieg, als nur jede dritte Straßenlaterne brannte, das Geld am Abend stets um die Hälfte weniger galt als vormittags und auf den Eintopfgerichten nie ein Fettschwein schwamm. Ich glich einem Windhund und war einer; höhere Empfindungen ermangelten mir indessen nicht, wie ich gleich berichten werde.

Eines Nachmittags im Mai fuhr ich mit der Untergrundbahn vom Wittenbergplatz stadteinwärts. Wo ich ans Licht treten wollte, weiß ich nicht mehr; schon damals vergaß ich es beim Anblick eines ungemein hübschen Mädchens, das neben mir saß, eine Geige unter dem Arm, hellblond ohne Färbemittel, rotlippig ohne Schminke, grünäugig ohne Wimperntusche, goldhäutig ohne Puder. Auf siebzehn Jahre schätzte ich sie; und weil ich es genau wissen wollte, fragte ich sie darnach. Sie musterte mich mit einer Miene, als sei ich ein weggeworfener U-Bahn-Fahrschein, dann wandte sie sich ab und blies durch die reizend geblähten Nüstern der wohlgeformten Nase einen Ton des Abscheus.

Wer Verachtung so üppig verschwendet, ist höchstens sechzehn Jahre alt, dachte ich, und sprach es aus, worauf ich unverzüglich zu hören bekam, ich irrte mich, sie zähle siebzehn Jahre und anderthalb Monate.

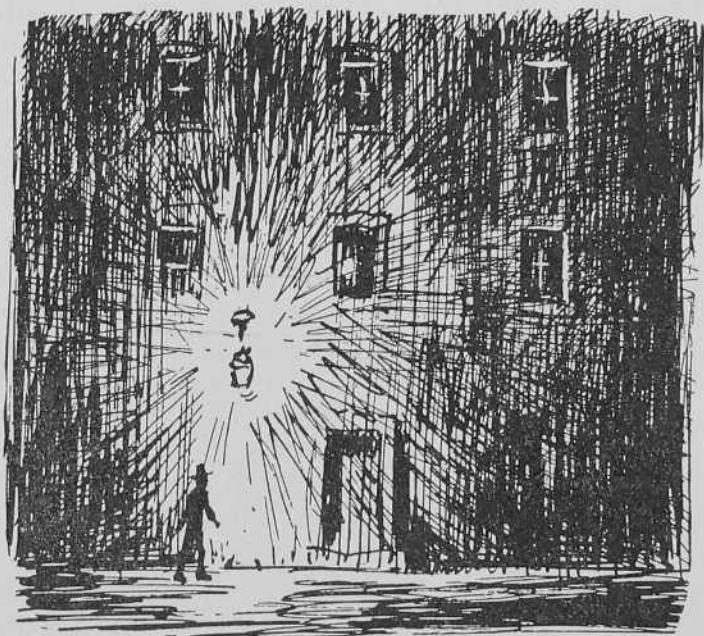
Ein Schürzenjäger muß sich ins erste Wort, das er der abwehrenden Schönen entlockt, verfrallen, um daraus eine Fangleine zu flechten. Daher witzelte ich albern, die anderthalb Monate befänden sich vermutlich vor den siebzehn Jahren.

Mit dergleichen Blödsinn begann es. Ehe wir über das Gleisdreieck rollten, unterhielten wir uns schon ohne Kratzbürstigkeit. Worüber? Ich habe es vergessen. Bei der Inselbrücke stockte uns die Rede im Mund, weil je zwei Augen sich plötzlich bemühten einander standzuhalten. Sie flohen sich zunächst gegen unseren Willen, schauten sich darauf mit abgründigem Ernst an, blickten wieder weg, irgendwohin zu Boden, hoben sich aufs neue, und so ging das hin und her, bis das Kunststück gelang: sie konnten sich nicht mehr voneinander lösen. Dieser Duvertüre fehlten die Planissimi und Crescendi, dazu eine zwar unhörbare, doch uns bis zur Atemnot erregende Melodie keineswegs. Der Zug donnerte in die Bahnhöfe, blieb eine halbe Minute stumm,

brauste weiter durch tosende Stollen, ein mächtiges Begleit-
orchester zu unserem stummen Duett; bis auf der Endhaltestelle
Nordring - heute fährt die Bahn darüber hinaus - das Mäd-
chen sich mit einem bedauernden „Ach“ von der Bank erhob und
ich im selben Saft der Verzaubertheit mit ihr auf den Bahn-
steig sprang. Paarweise die Stufen nehmend, tauchten wir zur
Oberwelt empor, Auge in Auge.

Ich vermute, nicht ich, denn ich kannte die Gegend nicht,
sondern sie, die Grete, die mir ihren Namen bei der Kloster-
straße verraten hatte, schlug die Richtung zu einem Park ein.
Die Dämmerung flutete heran. Der Frühling duftete flieder-
büschig, und zu seinen Diensten bot sich eine Bank dar, auf die
wir uns setzten, Hand in Hand. Es ist so lange her, daß ich es
verraten darf - wir saßen bald Mund an Mund, doch sehr
brav; nicht einmal die Geige kam zu Fall; und das Knurren
meines Hungers ließ sich keine einzige Sekunde vernehmen.

Seit geraumer Frist beschien uns der Mond, bekanntlich ein
Freund solcher Geschehnisse. Das Geräusch der Straßen rund
um den Park milderte sich. Eine Turmuhr schlug; wir zählten
träumerisch mit; sie schien nicht enden zu wollen. Bis sieben
blieb Grete ruhig; als wir „acht“ sagten, wurde ihr Antlitz ver-
zagt. Wir mußten noch „neun“ und „zehn“ flüstern, ehe die
Glocke schwieg. Da lief das Mädchen davon wie eine losge-
schossene Rakete. Aus Leibesträften mitkuckend, erfuhr ich, ihr
Vater sei beispiellos streng, die Mutter fürchterlich. Unter un-
seren Sohlen knirschte der Kies, nachher klapperten sie auf As-
phalt. Häuser, vierstöckig, eines am andern, eines wie das andere,
reiheten sich rechts und links; wir überquerten den Fahrdamm,
bogen aus einer Straße in die benachbarte; wir rannten wie die
aus dem Paradies Verjagten. Vor einem Tor empfing ich den
heftigen Druck einer fiebrig heißen Hand, einen in die Luft
gehauchten Kuß, und weg war die blonde Grete, so schnell weg,



daß ich wie nach einem Anprall verwirrt zurückschnellte, fort-
lief, um nach mehreren hundert Schritten jäh umzukehren. Mein
Gott, ich kannte weder ihren Familiennamen noch die Straße, in
der sie wohnte; ich vermochte, wie sich bald erwies, sogar das
Tor nicht zu finden, das sich hinter ihr geschlossen hatte.

Eine Großstadt gleicht einem Dschungel. Ich wanderte stun-
denlang, immer vom Nordring beginnend, in die angrenzenden
Straßen hinein. Mich dünkte, Grete sei in einem Eckhaus ver-
schwunden. Es ragten zehn oder zwölf solcher Gebäude um mich
her. Ich spähte die Mauern hinauf. Manche Fenster leuchteten,
andere füllte Dunkelheit; hinter jedem konnte sie im Bett liegen.
Ein schauerhaftes Gefühl der Einsamkeit ließ mich den sprich,

wörtlichen Jammer begreifen, der einen Menschen erfaßt, dem die Felle davonschwammen.

Früh am nächsten Morgen schnupperte ich nochmals am Nordring herum. Alle Tore spien Unmengen eiliger Männer und Frauen aus. Grete konnte ich nicht eräugen. Ununterbrochen sechs Häuser zu beobachten – ich meinte, diese sechs könnten es sein – verlangte eine titanische Anstrengung. Mein Blick pendelte hin und her wie ein Weberschiffchen. Manchmal wähnte ich, eine junge Mädchengestalt sei die Gesuchte. Ich jagte ihr nach und merkte rasch, wie ich gefoppt wurde. Am Abend lag ich auf der Lauer. Eine ganze Woche lang strich ich da herum. Vergebens! Die Bank im Park entdeckte ich erschauernd. Ich hockte halbe Tage auf ihr. Es regnete. Die Sonne schien. Der abnehmende Mond glänzte. Sie aber, sie kam nicht.

Dann fiel mir ein Rettungsweg ein. Auf ein großes Kuvert schrieb ich – die Sätze haften silbengetreu in meinem Gedächtnis:

An eine blonde Grete,
siebzehn Jahre und anderthalb Monate alt, sehr hübsch,
grünäugig, Besitzerin einer Geige und eines blauen Klei-
des, wohnt in einem der Häuser um den Nordring.

In den Umschlag steckte ich einen Brief, der ein Wiedersehen ersuchte; ich saße täglich von vier bis sechs Uhr auf der Parkbank.

Darnach wartete ich, daß die Reichspost mich aus meiner Qual erlöse. Eine Woche später kehrte das große Kuvert zu mir zurück. Es trug jetzt einen mit Tintenstift angebrachten Vermerk:

„Sämtliche in den betreffenden Häusern in Betracht
kommenden blonden Greten bzw. ihre Familien verwei-
gern Annahme.“

Beziehungsweise ihre Familien! Oh, sie hatte einen entsetz-
lich strengen Vater und eine fürchterliche Mutter.

Die Post hatte, was in ihren Kräften stand, getan, um mir zu helfen. Mir war nicht zu helfen. Sie hatte mir mein Schicksal verkündet: die blonde Grete blieb verloren. Für ewig belehrt, daß man sich in Großstädten als erstes Straße und Haus der Greten, denen man nachstellt, aufschreiben muß, beherzigte ich es fortan, um herzlich dafür belohnt zu werden, und dennoch - die eine blieb unvergessen.

Was empfand sie, als der Postbote sie befragte? „Sind Sie die hier gemeinte blonde Grete, hübsch, ja, ich seh es, grünäugig auch, blaues Kleid, Beige?“ Und auf einmal schob sich aus der Küche die Mutter hervor und schrie: „Annahme verweigert!“

Mitunter träume ich davon - wie der Postbote davonschlich und die böse Mutter die süße Tochter mit Schimpfwörtern peinigste oder ihr ins Gesicht schlug, ins herrliche Gesicht.

Fast vierzig Jahre ist das her - und es wurde zu einem Märchen wie Postkutsche und Posthörner. Die Post lebt aber noch, und ich bin ihr mit Behmut dankbar.



"Ist der Nikolaus ein Rumäne?"

Von Heinrich Zillich

In deutschen Ländern gibt es zu Weihnachten keinen Fleck, wo nicht eine Tanne geschmückt wird. Da gibt es keinen Menschen, der nicht schon vor dem Baum stand. Bei uns aber in dem völkergemischten Land Siebenbürgen klangen wohl auch die Glocken der deutschen Dörfer - wer aber von den anderen Bewohnern hörte sie wie wir im Lichterglanz?

Im Frühling ziehen bei uns die Schafherden ins Gebirge. Auf allen Weiden himmelt eintönig die Schelle des Leithammels. Die Hunde schlagen an. Die rumänischen Hirten stehen ruhig, mit gekreuzten Armen auf den langen Stock gestützt, und sehen stundenlang ins Tal. Sie stehen unbeweglich. Der Schatten wandert um ihre Gestalt. Sie stehen wie ein Baum, verwachsen mit dem Boden, und denken kaum etwas, wie der Baum nicht denkt und doch lebt. Sie blasen stundenlang die Flöte. Der Bär und der Wolf kommen manchmal in den Nächten und verschleppen ein Schaf. In großen Zeitabschnitten zeigen sich auch Räuber in den Bergen; meist sind sie früher selbst mit den Schafen über die Alpen gezogen.

In den Schafpelzen schlafen die Hirten. Am Abend rußt sie das Reisigfeuer an. In den Hürden melken sie die Mutterschafe und bereiten den Käse. Im Spätherbst erst steigen sie zu Tal und leben in versteckten Gebirgsdörfern. Einige ziehen über das Hochland und liegen mit den Herden in Winterhürden frei auf dem Feld in elenden Hütten, in entsetzlicher Kälte, und stehen tags stundenlang mitten im Schneefall mit gekreuzten Armen auf den Stock gestützt, und blicken ins Weiße.

Ein Esel trägt manchen die Habseligkeiten. Ein solcher Esel hatte es meinem Vater angetan. Sagte ich schon, daß wir auf dem Teller der Ebene zwischen Bergen wohnten, in einem Weiler, der aus etlichen Häusern und Gärten um eine Fabrik bestand? Da ging nun mein Vater am Nachmittag des Heiligen Abends durch das Feld und erblickte eine Hürde. Davor suchte ein junger Esel gleich den Schafen sein Futter aus dem Schnee. Mein Vater fand Gefallen an dem Tier und kaufte es, um es mir zu schenken, dem Hirten ab, dem er noch die Weisung erteilte, es am Abend zur bestimmten Stunde in den Weiler zu führen.

"Dort bleibst du vor dem zweiten Haus stehen -" er zeigte in den weißen Nachmittag, "und wartest, bis ich dir den Esel abnehme. Das Geld gebe ich dir dort."

"Ja, Herr," meinte der Hirt und ging um sein Tier herum, als schätzte er es nochmals zum Handel ein.

Ich war damals acht Jahre und hatte schon die ersten Ätzwunden des Zweifels erlitten, aber je näher die Stunden mich trugen an die eine große, darin das Glöcklein am Baum erklingt, wuchs aus allen Zimmerwinkeln der leise huschende Schauer der Erwartung. Seltsam verändert sahen der Schrank aus und die Vorhänge der Fenster. Abgeschlossen war der Raum in seiner Wärme. Aber in den anderen Stuben gingen Laute um. Und wie ich so horchte, ob die Stille nicht noch mehr wachsende Geheimnisse kündete, wurde sie selbst wie ein goldenes Brausen, daß ich nicht mehr an mich halten konnte, auf und ab lief, der Mutter in die Quere, und die kleinere Schwester mitriß auf meine Irrfahrten der Erregung.

Derweil stand draußen schon im matten Licht der Fenster stumm der Hirt und hielt den Esel am Strick. Den einen Arm hatte er auf den Stock gelegt, das Kinn ruhte auf dem Ärmel. Wenn der Wind aufsprang, wehten die Winterhaare des Esels hin und her. Auch an den Schläfen des Mannes bewegten sich die Büschel. Wie ein Weibchen so im unfruchtbaren Dezember verstrichen war, trat mein Vater über die drei Stufen, um den Esel abzunehmen. Er sah - wie oft erzählte er es später in guter Laune - er sah den schweigenden Mann, die dichten mattbeleuchteten Haare des Esels, den formlosen Pelz, den Hirtenstab und hatte eine jähe Eingebung. Hastig lief er ins Haus zurück.

Hastig entzündete er die Christbaumkerzen und läutete das Glöckchen der heiligen Stunde. Die Tür öffnete sich, und wir traten ein, kleine wunderverwandelte Spiegel für soviel Glanz, und konnten die pochenden Herzen kaum auf dem Atem tragen.

Nun war es bei uns der Brauch, daß Vater die Geige spielte und wir alle, ehe wir noch die Geschenke ergriffen, das Weihnachtslied sangen. Auch diesmal begannen die Saiten zu tönen. Wir fielen mit dünen Stimmen ein und spähten hinauf in den Baum und hinab zu den Gaben auf dem Boden. Doch plötzlich hörte die Geige zu klingen auf. Wir sangen noch einige Töne und blickten fragend umher. Vater war verschwunden. Aber nach einer kleinen Stille pochte es seltsam über den Flur, pochte durch ein Zimmer und ein zweites. Die Tür ging auf. Und da stand der Weihnachtsmann, der Nikolaus, wie er bei uns hieß. Sein weißer Pelz blitzte von tausend Schneesternchen. Hinter ihm, den Vater über die Schwelle schob, kam langsam ein Esel in die Stube herein.

"Der Nikolaus ist selbst gekommen!" rief mein Vater.

"Und den Esel bringt er dir!" rief er in unsere Erstarrung. Gewiß, das war ein großes Geschenk. In aller Angst fand ich noch ein Fünkchen Zeit, dies selig zur Kenntnis zu nehmen. Gewaltiger war der Nikolaus, gewaltiger der Druck in unseren Kehlen.

Der Nikolaus blickte den Baum an und sagte nichts. Er sah hinauf zur Tanne. Die Lichter in seinen Augen schienen vertausendfacht. Was er wohl nie verloren hatte, den langen Stab, er fiel krachend auf die Dielen. Langsam nahm die braune Hand die Mütze ab. Über die rote Stirne fiel gelbes Haar. Er schüttelte den Kopf wie im Traum, sah noch einmal empor und schüttelte wieder das Haupt. Die braune Hand reckte sich, faßte einen Tannenzweig und fühlte ihn mit den Fingern an, tastete über die Kerzenklammer, ließ eine Silberkette lang in der Faust verweilen. Er stand verzaubert. Der Esel an seiner Seite lugte nach rechts, lugte nach links. Es sah aus, als bewegte auch ihn ein wunderbares Nichtbegreifen.

Niemand sprach ein Wort. Ich näherte mich ängstlich dem Tier, das nun den Kopf senkte und schnupperte. Ich faßte den Strick nicht, der auf den Boden gefallen war. Denn es geschah etwas, was uns alle bannte. Der Hirt schlug das Kreuz und begann zu beten. Fremd und unheimlich klangen seine Worte. Worte, die wir vielleicht schon gehört hatten, aber nie vor dem Weihnachtsbaum. Er betete rumänisch. Mein Mund öffnete sich. Die Hände, die sich vor dem Christbaum sonst so leicht falten, ich schloß sie nicht. Es verrückte mir beinahe den Verstand: der Nikolaus war ein Rumäne!

Vater nahm die Geige wieder auf und spielte: "Stille Nacht, heilige Nacht" Nein, wir sangen nicht. Wir hörten den Nikolaus beten. Er stand breit und scheu vor der Tanne. Seine Lippen bebten. Er betete nichts Zusammenhängendes mehr. Er sagte in zitternden Abständen das eine dunkelste Wort: "Gott". Immer wieder vor dem leuchtenden Baum: "Gott!"

Vater versuchte ihm Zuckerwerk in die Hand zu drücken. Er öffnete sie nicht. Da faßte er ihn an der Schulter und führte ihn zur Türe. Dort drehte sich der Mann noch einmal um, sah lange in die Kerzen, hob den Arm und kratzte sich hinter den Ohren. Dann beugte er wie in jähem Schrecken das Haupt und küßte Vaters Rechte.

Nach Jahren hörte ich, daß er draußen im Flur mühsam erfaßte, wo er sich befand. Das Geld für den Esel mußte man ihm in die Hand zwingen. Er schüttelte wieder den Kopf und stolperte wie trunken über die Stufen in die Nacht hinaus. Ein Dienstmädchen lief ihm nach und gab ihm den Stock. Er hatte auch den vergessen.

Was war das für ein Nikolaus gewesen? Die Erwachsenen gaben unverständliche Antworten. Warum hatte er nicht zu uns gesprochen? Ja, wer konnte etwas Vernünftiges auf solche Fragen erwidern? Was konnte mein Vater sagen, als ich wissen wollte, ob der Nikolaus ein Rumäne sei? Ein Rumäne wie die Hirten, die über die Felder die Schafe trieben? Man erklärte mir: Nikolaus rede mit jedem in der Muttersprache, aber hier

habe er anscheinend vergessen, daß wir Deutsche waren. Das dünkte mich erdichtet und lächerlich. Die stizzende Wunde des Zweifels war offen.

Und sie schloß sich nicht, als am nächsten Tag ein Hirt im Flur stand, ein Hirt wie tausend andere auch, und fragte, ob der Baum bei uns noch immer brenne. Ich sah seine gläubigen Augen nicht, ich spürte nicht, wieviel Sehnsucht und Wunder in seinem Antlitz glänzte. Die Kerzen in meiner eigenen Brust zuckten vor dem Erlöschen. Ich hielt mich fest an der Türklinke und fragte tapfer: "Warst du gestern bei uns?"

Er verstand mich nicht. Er stotterte unentwegt nach dem Baum. Da fiel mir ein, daß er rumänisch und ich deutsch gesprochen hatte. Immer größer wurde der Schmerz in meiner Brust.

"Wie heißt du?" fragte ich rumänisch, und das Herz schlug mir in den Ohren.

"Nicolae!" antwortete der Hirt und sah an mir vorbei, als wäre die Tür, vor der ich stand, aus Glas.

Nicolae - dies war ein Nikolaus. Aber ich forschte weiter. Jedes Wort schoß mit einer Träne hervor: "Nicolae - und wie noch?"

"Nicolae Comsa aus Törzburg!"

In der nächsten Sekunde war ich im Zimmer und weinte und glaubte nie wieder an den Nikolaus.